



dot
books

GILLIAN WHITE

Der Peststein



BEST
SELLER



ROMAN

konnte. »Verstehst du«, hatte sie ihr anvertraut, als sie bereits etwas beschwipst war, »ich glaube, ich will nicht weiterleben.«

»Denk an die Kinder«, hatte Janey in einem Ton entgegnet, in dem früher wohl Marian geantwortet hatte. »Selbstmord ist ein selbstsüchtiger, feiger Ausweg. Könntest du denn deinen Kindern eine solch enorme Schuld aufladen ... und all deinen Freunden?«

Anklagend fuchtelte sie mit ihren dünnen Armen, als wolle sie »all« diese mythischen Leute umarmen. Aber da war niemand. Marian durchschaute ihre Freundin.

Nach einem Schluck Wein fuhr Janey fort: »Und jeder beneidet dich um deine Kinder ... solche Kinder wünschen sich alle.«

Immer wieder kreiste ihr Denken um die Möglichkeit des Selbstmords. Selbstmord, das ruhige, lockende Auge inmitten dieses Wirbelsturms von Leid. Wenn sie nur an etwas glauben könnte ... ein Leben nach dem Tod ... Wiedergeburt ... die Geisterbeschwörung, die es ihr ermöglichen würde, für wenig Geld etwas von Roger zurückzuholen, zum Metzger gehen und sich was von seinem Körper holen. Aber sie glaubte an nichts mehr. Sie besuchte weiterhin den Gottesdienst, doch ihren Glauben hatte sie verloren.

»Mum! Mum! Kaffee?«

Marian zuckte hoch. Die Stimme klang ungeduldig, und sie merkte, dass Sally schon seit einiger Zeit versuchte, eine Antwort von ihr zu bekommen.

»Ach ja, Schätzchen, gerne! Ich war gerade ganz woanders!« Und sofort sah Sally besorgt auf sie herunter. Zweifellos waren ihre Kinder wunderbar. Das ließ sich nicht leugnen.

Sally hatte das auffallend breite Gesicht ihrer Mutter geerbt, das jedoch bei ihr zusammen mit den langen aschblonden Haaren und den großen blauen Augen attraktiv wirkte. Neunzehn war sie jetzt und mit dem Bloggungen, Harry, schon seit vier Jahren zusammen. Sie würden sich verloben. Würden heiraten. Würden in der ausgebauten alten Scheune seines Vaters leben. Ihnen würde es nie an etwas fehlen. Marian hatte sich in seiner Gegenwart nie richtig wohl gefühlt ... und er sich nicht in ihrer. Ihre Beziehung hatte etwas von einem Fragespiel – ständig stellten sie sich gegenseitig Fragen wie: »Ist auf der Farm alles in Ordnung?«, »Wie geht es deiner Mutter?«, »Wie läuft's in der Theatergruppe?« Reine Pausenfüller, die im Grunde keine Antwort verlangten. Und darüber hinaus schien ihnen kein Gespräch zu gelingen.

Als Roger noch lebte, unterhielten sich er und Harry gern über Eisenwaren. Die Bloggs waren immer gute Kunden gewesen. Sie vertraten die Meinung, man müsse die kleinen Geschäfte am Ort unterstützen, auch wenn die Preise dort etwas höher lagen.

Marians eigener Sohn, Lloyd, war zweiundzwanzig, und er hatte das Geschäft seines Vaters übernommen. Den Laws gehörte traditionsgemäß das Eisenwarengeschäft im Ort. Jetzt brachte er ihr ihren Kaffee und stellte ihn auf dem niedrigen Tisch neben ihren Knien ab, bemüht, nichts zu verschütten. Sie lächelte ihm ein Danke zu, und er nahm auf dem laut knarrenden Sofa neben Donna Wright Platz.

Lloyd würde sie nie wirklich verlassen. Zwar würde er Donna Wright heiraten und aus ihrem Haus ausziehen, aber in seinem Herzen würde dieser Sohn seine Mutter nie

verlassen. Lloyd war immer verantwortungsbewusst gewesen, schon als Junge. Die hübsche Donna, die Tochter des Zimmermanns, deren Haar so rot leuchtete wie die Kupferpfannen über dem Holzofen, war wie für ihn gemacht.

»Sonia war im Pub«, erzählte er. Wahrscheinlich glaubte er, das könne seine Mutter interessieren. »Sie hat mit dem alten Mr. Hanaford zu Abend gegessen.«

»Ach! Nicht mit Paul?«

»Nein, Paul hab ich nicht gesehen.«

»Seltsam. Ich dachte immer, sie könnte Stanley nicht ausstehen.«

»Na, heute Abend konnte sie anscheinend nicht genug kriegen von ihm.«

»Bestimmt erzählt sie uns das alles am Freitag.«

»Wie läuft's in der Theatergruppe, Marian?« Das war Harry. Sie verspürte den Wunsch, aufzustehen und ihren Slip auszuziehen, um ihn zu schockieren. Gleichzeitig tat er ihr Leid. Schließlich konnte er nichts dafür, dass ihm Smalltalk so schwer fiel. Wie alle war er schrecklich freundlich. Vielleicht wäre es besser, wenn zur Abwechslung mal jemand richtig boshaft wäre.

Erleichtert registrierte Marian, dass sie anfangen, sich untereinander zu unterhalten, und sie wieder ihren eigenen Gedanken nachhängen konnte. Sie fühlte sich sicherer, wenn sie unter Menschen war, und es fiel ihr leichter, sich aus ihren Grübeleien zu lösen.

Beschämt erinnerte sie sich daran, wie unsensibel sie mit Janey umgesprungen war, als Roger noch gelebt hatte. Janey, die das Unheil geradezu anzog. In Janeys Leben lief immer etwas schief, sei es mit Menschen oder Ereignissen. Marian dachte an die vielen Male, als sie so getan hatte, als sei sie nicht zu Hause, Janey an der Tür klingeln ließ, während sie innerlich die Sekunden zählte, bis Janey aufgegeben hatte. Und all diese Ausreden. Es war einfach, mit einem Alibi aufzuwarten, wenn man zu zweit war.

Und Roger hatte ihr zugeredet. »Du hilfst dieser Frau nicht, darüber musst du dir klar sein. Wenn du ihren Jammergeschichten zuhörst, erleichterst du es ihr nur, ganz darin aufzugehen. Außerdem hast du selbst genug Probleme.« Was nicht stimmte. Zu dem Zeitpunkt hätte sie ihm nicht ein Problem nennen können ... kein Problem von der Art zumindest, wie Janey sie hatte.

Doch jetzt war alles anders.

Marian war überzeugt davon, dass Janey sie trotz ihrer Freundschaft auf eine merkwürdige Weise ebenfalls hasste. Wie eifersüchtig Janey auf sie war, hatte sie erst später begriffen. Janey pflegte immer zu sagen: »Du hast ja Roger.« Dabei hatte sie nichts über Marians Ehe gewusst. »Du weißt, wo du mit Roger stehst«, hatte Janey gesagt, ohne Roger wirklich zu kennen.

Dann kam die Zeit, in der es Janey finanziell schlecht ging. Das Geld, das sie ihr geliehen hatten, hatten sie nie zurückbekommen. David war in der Klinik und versuchte, sich mit Hilfe von Elektroschocks von seinen Depressionen zu befreien, und Janey gewöhnte sich an, an Sonntagen und Feiertagen vorbeizukommen, die für Roger heilig waren. Was Marian nie übers Herz gebracht hatte, ihr zu sagen.

Aber immerhin war Janey als Erste bei ihr, als die Nachricht von Rogers Tod eintraf.

Marian war erleichtert, als Harry und Donna aufbrachen. Es war nun einmal so, sie fühlte sich nur dann wirklich wohl in ihrer Haut, wenn sie allein war mit ihrem eigenen Fleisch und Blut. Fleisch und Blut, jetzt war das für sie nachvollziehbar ... diese armseligen grauen Fetzen, die auf dem Asphalt klebten, mehr war da nicht ... nur Fleisch und Blut und Haut, warm und weich ... Rücksichtsvoll hielt sie sich von der Küche fern, damit sie sich nach Herzenslust verabschieden konnten. Auf seinem Heimweg würde Harry Donna bei ihren Eltern absetzen. Marian wollte nicht mehr allzu lange aufbleiben, daher stand sie auf und begann die Tassen wegzuräumen.

»Lass nur, Mum, das machen wir schon.«

Marian nickte. »Ich schau nach Constance, bevor ich ins Bett gehe«, rief sie und stieg die Treppe hinauf. Sie beklagte sich selten bei ihren Kindern über die Arbeit, die sie mit Constance hatte. Das letzte Mal, als sie ihnen ihr Herz ausgeschüttet hatte, hatte Sally gesagt: »Du musst das verstehen, Mum. Sie ist nun mal eine alte Frau.«

Doch Marian wurde den Verdacht nicht los, dass Constance sehr wohl anders konnte. Allein die Art und Weise, wie die alte Frau aß, wie sie sich die Margarine in ihren Damenbart schmierte, bevor sie sich das Brot in den Mund schob. Es war unheimlich, wie sie alles um sich herum ständig *beobachtete*.

Wo die Chintzvorhänge aufsprangen, schimmerten Sterne in der Dunkelheit. Das Zimmer kam ihr kälter vor als sonst. Die vom Schlaf verbrauchte Luft fehlte.

Das Herz klopfte ihr bis zum Hals, als sie Constance atmen hörte. Sie hastete über den Linoleumboden und wäre beinahe auf dem roten Teppich ausgerutscht, der dem Zimmer eine freundlichere Note geben sollte.

Constance lag flach auf dem Rücken, wobei sie den Kopf merkwürdig nach hinten über das Kopfkissen verdreht hatte, während sie mit flatterndem, zahnlosem Mund nach Luft schnappte.

Marian verließ ohne nachzudenken das Zimmer. Sie musste sofort den Arzt anrufen. Wahrscheinlich hatte Constance einen Schlaganfall gehabt, denn die eine Gesichtshälfte wirkte starr und tot. Außerdem hatte die Haut ihrer Schwiegermutter sich auf einmal gelb verfärbt. Dann blieb Marian stehen, drückte die Hände aneinander und warf einen Blick über die Schulter auf die Gestalt im Bett. Die Windeln und die Gummihosen tauchten vor ihr auf. Eine Constance Law streckte in Fäkalien watend ihre Latexhandschuhfinger nach ihr aus.

Man täte ihr einen Gefallen, wenn man sie hier liegen und der Natur ihren Lauf ließe. Es wäre grausam, ein Leben zu verlängern, das nur eine Last ist, nicht nur für sie, sondern auch für alle anderen. Niemand könnte behaupten, Constance sei glücklich. Warum also einen Arzt rufen?

Sie stand an der Tür und hatte Angst vor ihren eigenen Gedanken, Angst, ans Bett zu treten. Schließlich konnte sich ein Auge öffnen und Marian anklagend ansehen. Denn Constance wusste Bescheid, kannte das Geheimnis, das niemand sonst kannte. Constance wusste, dass Mari an Law nicht der gute Mensch war, nicht diese neue Frau vom Land mit dem großen Herzen, für die sie sich so gerne ausgab. Constance durchschaute sie ... hatte

sie immer durchschaut ... von Anfang an. Constance wusste genau, warum Marian zögerte, Hilfe zu holen. Und der Grund hatte nichts damit zu tun, dass sie ihr einen Gefallen tun wollte.

Marian wollte sich vergewissern, dass Constance keine Schmerzen hatte. Sie hätte sie hier nicht in Schmerzen liegen lassen können ... das wäre etwas anderes. Ab und zu war ein Stöhnen zu hören, doch es schien von weit her zu kommen, als ob Constance im Koma läge, auf alle Fälle aber weit weg wäre.

Die Strickweste eng um sich geschlungen, tastete sie sich vorsichtig zum Bett, streckte sich, um über die Bettdecke zu sehen. Dabei fiel ihr ein, dass sie so auf Zehenspitzen den Kindern die Weihnachtsgeschenke ans Bett gebracht hatte, als sie noch klein waren. Sie hatte stets schreckliche Angst davor gehabt, sie aufzuwecken. Hinterher waren Roger und sie immer nach unten gegangen und hatten ein Glas Sherry getrunken, erschöpft von der Aktion. Dabei hätte es eigentlich nichts als ein Spiel sein sollen. Aber für sie war es kein Spiel ... es war so wie das hier ... Marian hielt sich an dem kalten Eisenbettgestell fest, Gedanken rasten durch ihren Kopf. Sie räusperte sich, um Constance eine Chance zu geben. Die Frau im Bett vor ihr reagierte nicht. Sie atmete weiter, als sei jeder keuchende Atemzug der Letzte.

Marian hörte heißes Wasser rauschen. Lloyd und Sally spülten das Geschirr. Was sie wohl dächten, wenn sie wüssten, was hier oben geschah, wenn sie wüssten, dass ihre Mutter sich den Kopf darüber zerbrach, ob sie einen Mord begehen sollte? Denn es handelte sich doch um Mord, nicht wahr? Durch ihr Nichtstun brachte sie Constance genauso um, als wenn sie ihr ein Kopfkissen auf das Gesicht drücken würde. Sie beging einen Mord ... jetzt ... während sie darüber nachdachte, denn jede vergeudete Sekunde konnte entscheidend sein.

Innerlich bebend fing sie an, wie eine Mörderin zu denken. Sie würde einfach Constance eine frische Wärmflasche bringen und behaupten, sie habe es nicht über das Herz gebracht, sie zu wecken, weil sie so tief schlief. Das bedeutete, Marian musste in das Bett fassen, um die Wärmflasche herauszufischen. Würde sie ihre Kinder belügen können? Sie schluckte, in ihrem Hals steckte ein Kloß.

Vorsichtig zog Marian die Decke unter der Matratze hervor, ohne Constances Kinn aus den Augen zu lassen, den einzigen Teil ihres Gesichts, den sie sehen konnte. Langsam hob sie die Decke an und lugte darunter. Blassrot lag die Flasche neben den gesprenkelten Beinen. Mit spitzen Fingern griff sie nach dem kleinen Gummiloch am Ende. Aus Versehen berührte sie eins von Constances Beinen. Es war genauso weich wie die Wärmflasche. Doch obwohl es sich kalt anfühlte, zuckten ihre Finger zurück, als habe sie sich verbrannt. Noch immer den Blick fest auf Constances Kinn geheftet, zog sie die Flasche an sich und packte sie mit beiden Händen, sobald sie nahe genug war. Sie fühlte sich feucht an. Kurz überlegte sie, ob sie wohl ausgelaufen sein konnte, und hielt sie versehentlich verkehrt herum, um dies zu überprüfen. Was machte das schon, ob die Wärmflasche auslief? Sie war dabei, diese Frau sterben zu lassen. Dann wurde ihr klar, dass Constance ins Bett gemacht hatte. Sie lag hilflos da in nassen Laken. Und sie, Marian Law, wollte sie in der Lache liegen lassen.

Sie traf Sally auf der Treppe. »Lass das Licht an, Sally. Ich bringe Omi eine frische

Wärmflasche. Sie schläft so fest. Ich bringe es nicht übers Herz, sie aufzuwecken. Ich mach sie einfach morgen früh sauber.«

»Leg du dich hin, Mum, das mach ich schon.« Sally war so hilfsbereit ... so nett.

»Das ist schon in Ordnung.« Es erforderte Marians ganze Konzentration, beiläufig zu klingen, zumal sie sich auf die Lippen beißen musste, um das Zähneklappern zu verbergen. Aber sie war überrascht, wie glaubhaft sie sich anhörte. »Das dauert nicht lang. Bis morgen dann, schlaf gut.«

»Du auch, Mum.«

Sie lag im Doppelbett, unter der mit Vergissmeinnicht bedeckten Daunendecke, die sie zweiundzwanzig Jahre lang mit Roger geteilt hatte. Lag noch immer auf ihrer Seite des Bettes, weil sie sich nicht daran gewöhnen konnte, auf einmal so viel Platz zur Verfügung zu haben.

Marian machte rasch das Licht aus. Heute Nacht war sie zum Lesen zu aufgeregt. Sie rollte sich zusammen, die Augen in der Dunkelheit weit aufgerissen. Heute Nacht würde sie keinen Schlaf finden.

Es war eine Erleichterung, allein zu sein. Sie musste die Ohren offen halten, auch wenn sie nicht wusste, worauf sie wartete ... eine Art Schrei ... einen unterdrückten Hilferuf aus Constances Zimmer? Oder schlimmer noch, schlurfende Schritte auf den Dielen draußen.

Ihre Schläfen pochten. Sie war die Art Frau, über die die *Daily Mail* so häufig schrieb. Konnte man es ihr ansehen?

Würde sie morgen früh, wenn sie aufstand, um sich anzuziehen, anders aussehen? Vielleicht würde sie versehentlich ein rotes Kleid oder scharlachroten Lippenstift wählen ... vergessen, vorsichtig zu sein ... o lieber Gott, bitte mach, dass ich nicht zusammenbreche und ein Geständnis ablege. Marian hatte noch nie zuvor etwas Böses getan. Während sie so dalag und die Hände zwischen ihre Knie steckte, was etwas Tröstliches hatte, fiel ihr ein, wie sie als kleines Mädchen einmal in die Badewanne gemacht hatte. Interessant, wie sie hier das in Zusammenhang bringen konnte mit Mord. Es musste etwas mit dem Abscheu zu tun haben, den sie im Gesicht ihrer Mutter gesehen hatte, und der schlagkräftigen Bestrafung, die darauf gefolgt war. Nein, sie fühlte nicht mehr Reue als damals, als sie in die Badewanne gepinkelt hatte.

Ihr Mund verzog sich zu einem bösen, lustvollen Lächeln. Sie dachte nicht mehr an den Wunsch, den sie früher an diesem Abend geäußert hatte. Doch nun wünschte sie sich noch etwas: »Bitte lass um meiner Kinder willen niemanden herausfinden, was ich getan habe.«